

Predigt zum 14. Sonntag im Jahreskreis

4. Juli 2021

Liebe Schwestern und Brüder,

wir alle haben bestimmte Muster in uns, die uns helfen, den Alltag zu strukturieren und durch die es uns gelingt, Menschen und Dinge wie in ein Raster einordnen zu können. Das mag den Vorteil haben, dass ich mich schneller in einer neuen Situation zurechtfinde. Es kann aber auch zur Folge haben, dass ich jemanden in eine Schublade stecke, aus der ich meinen Mitmenschen nicht mehr herauslasse. Und es kann auch bedeuten, dass ich diesem Menschen keine Chance mehr gebe, das Bild, das ich mir von ihm gemacht habe, zu korrigieren. Persönlich erlebe ich das hin und wieder bei Reaktionen von Mitmenschen, wenn ich im Priesterhemd durch die Stadt gehe. Von Wegschauen, Kopfschütteln bis Getüschel ist alles dabei. Obwohl diese Menschen mich nicht kennen, haben sie ein bestimmtes Bild vom Priester im Kopf.

Einem solchen Schubladendenken begegnen wir im heutigen Evangelium, als Jesus in seine Heimatstadt Nazareth kommt. Dort ist er aufgewachsen, hat mit den Kindern gespielt und ist in die Synagogenschule gegangen. Von seinem Vater hat er das Handwerk des Zimmermanns gelernt. Die Leute kennen ihn von Kindheit an. Sie wissen um seine Familie und seine Herkunft. Und sie erinnern sich. Auf ihm lastet ein Makel. Jesus, der Sohn Marias. Der uneheliche Sohn einer Frau mit einer ebenfalls ungewöhnlichen Lebensgeschichte, bei der nicht alles glatt lief. Als er am Sabbat in die Synagoge geht und dort zu lehren beginnt, schließt sich die Schublade: „Woher hat er das alles?“ „Wie kommt dieser Schreiner aus unserem Dorf dazu, im Namen Gottes zu uns zu reden?“ Und schon sind sie fertig mit diesem Jesus. Es heißt: „Sie nahmen Anstoß an ihm.“ Die Folge ist klar, denn in diesem Umfeld konnte er seine göttliche Macht nicht zeigen. Das Bild, das sie sich von Jesus gemacht haben, verhindert eine neue Erfahrung. Sie können ihm nicht zugestehen, dass er zwar äußerlich der gleiche geblieben ist, innerlich aber ein anderer geworden ist, sich spirituell entwickelt hat – angefangen am Jordan, als er zu predigen begann bis hin zu seiner Verkündigungstätigkeit und seinem Auftreten als Wundertäter.

Für die Leute in Nazareth ist die Sache klar: Wenn sie Jesus und seine Sendung nicht anerkennen, brauchen auch sie in ihrem Leben nichts zu ändern und können weitermachen wie bisher. Sie sind mit Jesus am Ende. Doch damit verbauen sie sich den Weg zur eigenen Weiterentwicklung ihres Gottesglaubens.

Vom Schriftsteller Max Frisch stammt folgendes Wort: „Unsere Meinung, dass wir das andere kennen, ist das Ende der Liebe.“ Bleibe ich dem Schubladendenken verhaftet, dann ist jede Beziehung am Ende – zu Gott und zu den Mitmenschen. Die entscheidende Frage ist für mich deshalb nicht nur, wie denn das ganz persönliche Gottesbild aussieht und wie es sich weiterentwickelt: Geben wir Jesus, dem Herrn, überhaupt eine Chance, unser Leben in eine neue Richtung zu lenken? Rechnen wir damit, dass er uns in den ganz alltäglichen Tätigkeiten und Erfahrungen begegnet und uns etwas für unser Leben kundtun möchte? Es stellt sich auch die Frage: Wie gehen wir mit Menschen um, die in ihrem Leben eine innere Entwicklung durchgemacht haben? In welchen Schubladen stecken wir häufig unsere Mitmenschen und geben ihnen keine Chance, weil wir mit ihnen schon von vornherein fertig sind. Folgende Aussagen sind in dieser Sichtweise entlarvend: „der ist doch krank“ – „Ausländer eben“ – „bei dem ist doch nichts anderes zu erwarten“.

Wenn wir Gott und unseren Mitmenschen eine Chance geben, das Bild, das wir von ihnen haben, zu korrigieren, dann wird unser Leben an Weite und Tiefe gewinnen. Dann hat die Liebe gesiegt, die uns dazu drängt, mit Offenheit, mit Achtung und mit Respekt den Anderen zu begegnen.

Ein schönes geistliches Lied aus dem Gotteslob bringt dieses Anliegen wunderbar zu Sprache:

„Meine engen Grenzen, meine kurze Sicht, bringe ich vor dich. Wandle sie in Weite. Herr, erbarme dich.“

Amen!